



SPIRITANER

Missionsgesellschaft vom Heiligen Geist

SPIRITANERINNEN

Die Beilage Ihrer Ordensgemeinschaft im Missionsmagazin kontinente • 2-2007



Mit Pinsel und Farbe gegen das Heimweh

1940 – Krieg in Europa. Der Lebenstraum von 28 jungen Männern im Norden Nigerias findet durch den Vormarsch der deutschen Truppen an der Westfront sein jähes Ende. Er macht die deutschen Patres und Brüder im entfernten Afrika zu Kriegsgegnern der englischen Kolonialregierung. Der englische Gouver-

neur der Benueprovinz in Nigeria lässt die deutschen Missionare daher zunächst in ein Kriegsgefangenenlager in Nigeria bringen. Später werden sie mit dem Schiff außer Landes, genauer nach Jamaika, gebracht und mit anderen deutschen Kriegsgefangenen in einem Lager bei Kingston interniert.

Hier, so betonten die ehemaligen Häftlinge, von denen Pater Lemmens, der letzte Überlebende, erst 2004 gestorben ist, immer wieder, habe es ihnen – vor allem im Vergleich zur kriegsgebeutelten Bevölkerung in Europa – eigentlich an nichts gefehlt. Nahrung und Kleidung waren im ausreichenden Maße

vorhanden. Es dauerte gar nicht lange und den Kriegsgefangenen wurde erlaubt, verschiedenen Freizeitbeschäftigungen nachzugehen, so ienem Handwerk nachzugehen, Bücher zu schreiben, zu malen oder gar eine Lagerschule für die minderjährigen Mitgefangenen einzurichten. Eigentlich also ging es ►

Das Malen half Pater Matthias Dierichsweiler die langen Tage im Internierungslager auf Jamaika sinnvoll zu füllen. So gelang es ihm seine zweite Heimat Nigeria „ins Bild zu setzen“ und seine Eindrücke der Nachwelt zu erhalten.

den 28, zumeist noch jungen Missionaren, zu dieser Zeit vergleichsweise gut. Ja eigentlich ... Wäre da nicht der ihnen allen gemeinsame Lebenstraum von einem Dasein als Missionar in Afrika gewesen. Die meisten der in Kingston internierten Spiritaner waren unmittelbar nach ihrer Priesterweihe zu ihrem ersten missionarischen Einsatz in das neue deutsche Missionsgebiet in Nigeria gesandt worden.

Als Missionare im Lager

Auf dem Gebiet der Benuemission hatte der katholische Glaube, anders als im Süden des Landes, noch nicht Fuß gefasst. Das Leben und die Arbeit, die die deutschen Missionspioniere dort



Pater Matthias Dierichsweiler wurde 1947 aus dem Internierungslager entlassen. Das Foto zeigt den Maler und Künstler im gleichen Jahr.



erwarteten, unterschied sich kaum von denen der ersten Afrikamissionare rund 100 Jahre vorher. So beschwerlich das Leben dort vor Ort auch sein mochte, die Patres und Brüder der Benuemission sahen sich endlich „am Ziel ihrer Träume“. Sie waren wahre Missionare in Afrika. Ein Lebenstraum schien in Erfüllung gegangen zu sein. Aber nun, nach nur kurzem, für manche von ihnen sogar nur mehrmonatigem Einsatz, sahen sich die Missionare in einem englischen Lager für Kriegsgefangene festgesetzt. Die Vorbereitungen und die jahrelange Ausbildung zum Missionar schienen umsonst. Nigeria, die zweite, für viele von ihnen schon nach kurzer Zeit die wirkliche Heimat, war tausende Kilometer entfernt. Menschen, für die sie gesorgt, Werke, die sie begonnen hatten, mussten im Ungewissen zurückgelassen werden. Nicht wenige Missionare packte in

Jamaika das Heimweh nach Nigeria; alle wollten das begonnene Werk fortsetzen. Was sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht wussten: Keiner von ihnen sollte nach Beendigung des Krieges jemals wieder als Missionar nach Nigeria zurückkehren können. So aber bereiteten sich die deutschen Missionare auf eine Rückkehr nach Nigeria vor, wenn auch in ungewisser Zukunft. Je nach ihren Neigungen und Begabungen schrieben sie ihre Memoiren, verfassten Berichte über die Missionsarbeit, zeichneten Karten von ihrem Missionsgebiet, verfassten Wörterbücher und Grammatiken in den einheimischen Sprachen, oder sie begannen zu zeichnen.

Nigeria nach Jamaika geholt

Zu denen, die ihre Erinnerungen an die Landschaften und Menschen in Nigeria mit Wasserfarbe und Pinsel auf Papier

bannten, gehörte zum Beispiel Pater Matthias Dierichsweiler. Er malte seine Erinnerungen mit erstaunlicher Präzision und künstlerischem Talent auf Papier und holte so für sich und seine Mitbrüder ein Stückchen Nigeria in das Gefangenenlager auf Jamaika. Heute sind noch einige dieser Bilder von Pater Dierichsweiler, aber auch die seiner Mitbrüder, im Archiv der deutschen Provinz erhalten. Und den heutigen Betrachter beeindruckten wohl weniger die künstlerischen Fähigkeiten oder die verblüffende Genauigkeit, mit der die Bilder gemalt wurden. Noch beeindruckender ist wohl die Liebe der Missionare zu „ihrem“ Land und seinen Menschen und ihr Heimweh, die die farbenfrohen und trotzdem stets ein bisschen melancholisch anmutenden Bilder heute noch erkennen lassen.

Belinda Peters

ARMUT IM ALTER

Ein Zukunftsproblem oder Realität?

Ende November kam ein älterer Herr zu uns nach Stuttgart ins Missionshaus der Spiritaner und fragte, ob er ein paar Scheiben Brot haben könne, da er seine Rente erst übermorgen bekomme und durch einen Arztbesuch kaum noch Geld für Essen habe. Ja, kann es denn so etwas geben, fragte ich mich und recherchierte zum Thema Altersarmut.

Altersarmut ist keine Zukunftsmusik – schon jetzt gibt es zahlreiche Nullrunden bei den Renten, und viele können durch Arbeitslosigkeit nur geringe Beiträge in die Rentenkassen einzahlen. Altersarmut ist da, aber versteckt. Altersarmut scheint fast immer versteckte Armut zu sein. Diese Begriffe drücken aus, dass sich alte Menschen so sehr schämen, in Armut geraten zu sein, dass sie es auf keinen Fall der Umgebung zeigen.

So wird beim Ausgang das beste Kleid angezogen, welches gleich nach der Rückkehr in der Wohnung wieder ausgezogen wird, um es zu schonen. Es wird keine Sozialhilfe beantragt, da der alte Mensch befürchtet, dass dann die Finanzverhältnisse der ganzen Familie offen gelegt werden müssen und erwachsene Kinder zum Unterhalt verpflichtet werden. An Lebensmitteln wird gespart. Nicht Lebensnotwendiges wird nicht gekauft, Reparaturen verzögert und Besucher werden nicht eingeladen. Zudem werden ärztliche Vorsorgemaßnahmen nicht in Anspruch genommen und Krankheiten verschleppt. Somit kann Armut im Alter für den Betroffenen schwerwiegende Langzeitfolgen bei der Gesundheit haben.

Arm ist, wer weniger als 60 Prozent des Nettodurchschnittseinkommens hat. In Deutschland sind das etwa 600 Euro. So brauche ich mir nur eine alte



Frau vorstellen, die alleine lebt und vielleicht nur eine geringe Rente bekommt, um zu wissen, dass sie weit weniger als diese 600 Euro zur Verfügung hat. Dies ist vor allem dann dramatisch, wenn der alte Mensch noch Miete bezahlt oder eine chronische Krankheit hat und extra Leistungen bezahlen muss. Noch schlimmer aber als die finanzielle Not sind die Scham und die damit verbundene Isolierung.

Isolierung durch Armut im Alter

In Deutschland gibt es rund 6,5 Millionen Rentner, davon bekommen 1,4 Prozent Sozialhilfe. Die Bundesversicherungsanstalt sagt aber, dass mindestens zehn Prozent der Rentner Anspruch auf Sozialhilfe hätten, den sie aber nicht geltend machen. Die Angst sich bloßzustellen und die Scham, die damit verbunden ist, sind zu groß.

Eine Hilfe besteht seit 2003 durch das neue Grundsicherungsgesetz. Die Grundsicherung im Alter wurde eingeführt, um die Inanspruchnahme von Sozialhilfeleistungen für 65-Jährige und ältere Menschen zu erleichtern und so insbesondere verschämte Altersarmut zu verhindern. Sozial- und Grundsicherungshilfe werden voneinander getrennt durchgeführt. Anspruch hat, wer seinen Lebensunterhalt nicht aus Einkommen oder Vermögen bestreiten kann. Entscheidend ist, dass bei diesem Gesetz kein Unterhaltsrückgriff auf die Eltern oder Kinder des Antragstellers besteht. Die Angehörigen müssen also ihre Finanzen nicht offen legen.

Der erste Schritt, Hilfe einzufordern, ist schwer, es hat etwas mit der Vorstellung des eigenen Versagens zu tun, mit der eigenen Würde und schließlich mit seinem Wertgefühl – „Ich

Altersarmut ist in Deutschland zu einem weit verbreiteten Problem geworden. Die Betroffenen schämen sich oft, staatliche Hilfen in Anspruch zu nehmen.

hole mir keine Hilfe, solange ich es selbst irgendwie schaffe“. Da kommt mir wieder bereits erwähnte Rentner in den Sinn. Er schämt sich auch und erzählt mir, dass es ihm schwer falle zu betteln. Ich glaube ihm und sehe den Mut, den er aufbringt, um hierher zu kommen und um Hilfe zu fragen. In meinen Augen braucht er sich nicht zu schämen. Man muss sich nicht wegen Armut schämen, es geht nicht um eine Eigenschuld – sonst wären z.B. alle Frauen, die Kinder bekommen und deshalb beispielsweise länger nicht berufstätig sind, selbst schuld daran, wenn sie im Alter nur eine sehr kleine Rente bekommen und in Armut abrutschen. Ich frage mich: Haben sie nicht einen viel größeren Teil zur Gesellschaft beigetragen als es die Rentenkassen und die Gesellschaft anerkennen?

**Martin Hüttl,
Missionshaus Stuttgart**

Guten Morgen, Herr Kommandant!

Welches Postkartenbild würde die heutige Situation der Demokratischen Republik Kongo am besten zeigen? Dieses große und schöne Land, das sich zur Zeit seiner Unabhängigkeit 1960 eines vielversprechenden Wachstums erfreute, wurde vom ganzen Kontinent beneidet. Die Herrschaft von Mobutu hat alle Hoffnung zerstört. In dieser Zeit des Terrors ging die Kirche durch eine lange Zeit von Spannungen und Konflikten. Seit 1998 durchläuft der Kongo in jeder Hinsicht die schlimmste Zeit seiner Geschichte: Das Land wurde in Stücke gerissen, die Menschen vertrieben, die Wirtschaft ausgelöscht und die Infrastruktur zerstört. Es war eine Zeit voller Hass und Traumatisierungen. Das Leben war ohne Sicherheit – physisch, moralisch, geistlich und religiös. Wie kann die Mission Christi in solch einer Situation gelebt werden? Welche missionarischen Haltungen, Strategien und Ziele soll man sich

in solch einer Situation zu eigen machen? Pater Oskar Ngoy stellt dar, wie die Spiritaner in einer solchen Situation missionarisch zu arbeiten versuchen.

„Guten Morgen, Herr Kommandant.“ Dieser Gruß, verbunden mit den entsprechenden Gesten hat sich in meinem Gedächtnis eingegraben. Es war morgens um 6.15 Uhr. Ich war auf dem Weg mit Abbé Josef, dem Pfarrer der Kathedrale von Manovo, um die heilige Messe zu feiern. Unterwegs trafen wir Eduard, einen 3-4-jährigen kleinen Jungen. Als er uns kommen sah, lief er mit einem kleinen Stock in der Hand aus dem Haus und baute sich vor uns auf. Er grüßte und sagte in vollem Ernst: „Bonjour Commandant.“ (Guten Tag, Herr Kommandant) Wir verstanden: der Stock bedeutete ein Gewehr. Wir schauten einander verwirrt und ratlos an. Dieses Erlebnis zeigte mir, welch

tiefe Wunden und Narben Kriege und Konflikte im persönlichen und gemeinschaftlichen Leben hinterlassen. Dieser kleine „Soldat“ war gezeichnet von den Verletzungen langer Kriegsjahre. Das war das Einzige, was die Gesellschaft ihm seit seiner Geburt geboten hatte. Auf seine unschuldige Art spielte er das Trauma nach, das seine Familie, seine Nachbarn, sein ganzes Volk heimgesucht hatte. Ein Leben als Missionar heute inmitten von Menschen in Konfliktsituationen bedeutet, täglich für Menschen erreichbar zu sein, die physisch verwundet sind: erreichbar zu sein für die Opfer von Folter, von Demütigungen und physischer Gewalt, die Soldaten unschuldigen Menschen zugefügt haben; erreichbar für Frauen und Mädchen, die vergewaltigt worden sind und das oft vor den Augen ihrer Familien; erreichbar für Menschen, deren Dörfer als Ver-

geltung verbrannt worden sind und die deshalb vertrieben und ihrer Heimat entwurzelt worden sind, die ihre Lieben verloren haben: Ehegatten, Eltern, Kinder, Brüder, und Schwestern. (Das war der Fall des kleinen Eduard, der gesehen hatte, wie seine ganze Familie ermordet worden war.)

In solchen Situationen bedeutet Mission aufmerksam und erfinderisch zu sein, nicht nur passiv oder gar uninteressiert. Der Missionar soll Hoffnung bringen; er muss fähig sein zuzuhören, er braucht eine Haltung, die die verwundete Person ermutigt, ihm Vertrauen zu schenken. Das tut Pater Noel Perrot bei den Flüchtlingen in Lubumbashi und die Patres Francois Augustijns und Francois Numbi in Kongolo. Pater Francois Le Hellaye handelt so in den Armenvierteln in Mbaza-Lemba in Kinshasa und bemüht sich dabei um eine ganzheitliche Ent-



Beispiel für die zerstörte Infrastruktur: Die Überreste des Elektrizitätswerkes von Mpiana Mwanga, die eine ganze Region ohne Strom hinterlassen.



Für die Wirtschaft eines so großen Landes ist ein gut ausgebautes Straßennetz von entscheidender Bedeutung. Davon ist man noch weit entfernt.



Erst langsam werden in einzelnen Orten die Kindergärten und Grundschulen in halb zerstörten Gebäuden wieder geöffnet, es fehlen nicht nur die Lehrer.



Wer kümmert sich um die große Zahl der Kriegswaisen, deren Eltern und Großeltern getötet wurden? Auch der Kirche fehlen zunehmend die Mittel.

wicklung. In Lubumbashi, einem Viertel von St. Laurentius, engagiert sich Pater Paul-Venance in den kleinen christlichen Gemeinschaften. Als Ordensoberer bestand meine Aufgabe seit 2000 auch darin, die Mitbrüder in ihrem Tun für die Ärmsten zu unterstützen und meine Gefühle waren zweifach: Einerseits erfüllt mich Freude und Bewunderung aufgrund des Eifers der Mitbrüder, die sich mit Leib und Seele, Tag und Nacht dem Dienst der Ärmsten widmen und dabei ihr eigenes Leben riskieren. Ich habe gelernt, dass, dort, wo sich ein Spiritaner ganz in den Dienst der Armen stellt, es etwas ganz Außerordentliches ist und die Hingabe seines ganzen Seins verlangt. Ich glaube, unser Herr ist froh und glücklich, wenn er die Ganzhingabe unserer Brüder an die leidenden Glieder seines Leibes sieht. Die gesamte Kongregation sollte von Freude und Stolz erfüllt sein aufgrund des Zeugnisses ihrer Mitbrüder. Auf der anderen Seite ist es eher bedrückend zu sehen, dass man so wenige finanzielle Mittel und

Personal hat, um die Mitbrüder in ihrem Dienst an den Ärmsten zu unterstützen. Unter diesen Verhältnissen wird einem deutlich, dass alles Gnade ist. Wir müssen uns in all unserem Tun auf die Güte Gottes verlassen. Es ist also gewiss: In Konfliktsituationen, in denen es sehr schwer ist, mit den vorhandenen Mitteln auszukommen, und die notwendigen Hilfen für die Missionsarbeit der Mitbrüder zu beschaffen, ist die Solidarität der Kongregation von großem Wert und ist der Ort eines echten missionarischen Zeugnisses.

Hilfe beim Aufbau einer wirklichen Friedenskultur

Wegen des Krieges gibt es Gegenden im Kongo, in denen die Schulen in den letzten sechs Jahren geschlossen waren. Wie sieht die Zukunft der Kinder aus, die die Bürger von morgen sind? Erinnern wir uns daran, dass innerhalb von sechs Jahren die Kinder ihre Grundschule absolvieren, andere ihr Gymnasium oder ihre Universitätsausbildung abschließen. Die Konflikte und sich daraus er-

gebenden verbundenen Verwundungen haben die Verbindungen zwischen den Menschen zerbrochen oder zerstört. Am allerwichtigsten ist der Wiederaufbau der Ausbildungsmöglichkeiten, um eine wirkliche Friedenskultur zu fördern. Ich habe gesehen, wie Kinder auf dem Boden sitzen und zu lernen versuchen.

Die tragische Erfahrung des Kongo hat uns gelehrt, dass die menschliche Person das Allerwichtigste ist. Erziehung und Bildung in ihren verschiedenen Formen sind wichtige missionarische und prophetische Aufgaben der Spiritaner.

Die Kinder der Kriegstreiber im Kongo studieren außerhalb des Landes auf den besten Schulen und Universitäten der Welt, während die Kinder der Armen nicht einmal die Grundschule abschließen können.

Deshalb haben wir uns entschieden, unsere ganze Kraft in den Dienst der Menschen zu stellen und uns in Schulen und der Weiterbildung zu engagieren. Das ist der einzige Weg, den Menschen zu helfen, ihre Bezie-

hungen zueinander wieder herzustellen. Wir haben damit schon in Kongolo begonnen und werden in Manono in der Grundschule und im Gymnasium fortfahren. Ein Mitbrüder arbeitet mit dem Diözesansteam in einer Kommission mit, die sich für eine bessere Welt einsetzt.

Konfliktsituationen fordern den Missionar heraus

Dass missionarisches Leben in einer Situation von Konflikten fordert unseren prophetischen Dienst als Ordensleute heraus. Uns wurde die ehrenhafte Aufgabe gegeben, den Ärmsten der Armen zu helfen. Im Kongo bedeutet dies die Wunden zu verbinden, zerbrochene Beziehungen wiederherzustellen und den Menschen durch Unterricht und Ausbildung zu helfen. Das erfordert eine aufmerksame und schöpferische Nähe zu den Menschen als ein Zeichen der Hoffnung für das Volk Gottes.

Pater Oskar Ngoy
Übersetzung:
Pater Helmut Gerads

TREFFEN DER SPIRITANERINNEN IN KAMERUN

Hand in Hand mit der Gemeinschaft

Es sind 42 junge Schwestern, sie kommen aus zwölf verschiedenen Ländern, aus drei Kontinenten, zehn Nationalitäten. In drei Sprachen können sie sich verständigen: englisch, portugiesisch und französisch. Sie haben zwischen 1994 und 2004 ihre Profess abgelegt. Ein Bericht über ihr Treffen in Jaunde-Ngoya.

Der Traum wurde endlich Wirklichkeit, als sie in Mvolyé am Stadtrand von Jaunde ankamen. Es herrschte große Freude: Man umarmte sich, hieß einander willkommen, und schnell war eine geschwisterliche Atmosphäre da. Einige kannten sich bereits von einem gemeinsamen Einsatz auf einer Missionsstation. Andere lernten sich neu kennen und für viele war auch der Ort ihres Treffens neu. Es gab viel zu entdecken. Der erste Tag begann mit einer Wallfahrt zu den Wurzeln: Schwester Annik, Distriktoberin in Kamerun, begleitete die Gruppe zur Kirche von Mvolyé am Rande der Stadt gelegen. Dies ist ein symbolischer Ort für die Spiritanerinnen. Dort angekommen berichtet Schwester Annik: „Am 5. Dezember 1924 stiegen an dieser Stelle unsere ersten Mitschwwestern aus einem Lastwagen aus, sehr müde und voller Staub, aber voller Freude. Unterwegs waren sie von der Bevölkerung begrüßt worden. Hier am Hügel von Mvolyé

standen die Patres und mehr als tausend Christen und warteten auf sie und hießen sie mit fröhlichen Gesängen willkommen. Es gibt unter uns noch eine Zeitzeugin, Schwester Christine, von den „Filles de Marie“ (den Töchter Mariens), einer Diözesan-Kongregation von Jaunde. Sie war damals acht Jahre alt, eine der Schülerinnen, die herbeigelaufen waren, um die Schwestern, die ganz in weiss gekleidet waren, zu sehen! Schwester Christine erinnert sich noch sehr gut an diesen grossen Tag! Sie war die Tochter des Katechisten. Ihm wurden damals die Schlüssel der Kirche anvertraut, als die Pallotinerpatres und -schwwestern im Jahre 1916 ausgewiesen wurden. Drei Jahre später hatte er die Schlüssel den französischen Spiritanern übergeben, darunter mehrere Elsässer, bei deren Ankunft im Jahre 1919. Heute ist die Seelsorge dieser Pfarrei, die sich stark entwickelt hat, wieder in den Händen der Pallotiner, allerdings stammen sie alle

aus dem Kamerun.“ Nach diesem Blick in die Geschichte, setzte die Gruppe den Weg fort auf den Berg hinauf zum Friedhof, um an den Gräbern ihrer tapferen Vorgänger zu beten: Bischof Vieter, der erste Bischof von Kamerun, viele Patres und Schwestern, darunter vier Spiritanerinnen, liegen auf diesem Friedhof begraben.

Ein Segen für die Menschen

Zurück am Distriktshaus, dem ehemaligen Haus der Pallotinerinnen, warteten bei ihrer Rückkehr Familien und Freunde auf die Mitschwwestern und erleben gemeinsam ein schöne Stunden. Später versammelte die Eucharistiefeier die Gruppe mit Bischof Athanase Mbala, Spiritaner und emeritierter Bischof von Bafia. Am Abend setzte die Gruppe ihren Weg fort nach Ngoya, ebenfalls am Stadtrand von Jaunde gelegen. Dort im Seminar der Spiritaner sollte die Gruppe für die Dauer ihres Treffens wohnen. Am nächsten Tag begann der Aus-

tausch zum Thema „Wir sind der Leib Christi“. Alle waren mit Interesse dabei. Schwester Martina erzählt: „Ganz schnell begannen wir mit der Vorstellung der verschiedenen Distrikte, in denen wir tätig sind. Beim Zuhören und im Austausch während der folgenden zwei Tage spürten wir, dass unser missionarisches Wirken wertvoll ist, dort wo wir hingesandt sind. Unsere Anwesenheit dort ist ein Segen für die Menschen, mit denen wir in Verbindung stehen.“

Am nächsten Tag führte Pater Christophe Kpwama, Spiritaner, in die Exerzitien ein, die unter dem Thema „Berufen und ausgesandt (Mt 20, 1-6)“ standen. „Jede von uns wurde zu einem bestimmten Augenblick von Gott berufen, um im Weinberg des Herrn zu arbeiten. Unser Benehmen und unsere Haltung machen uns zu bewussten Zeugen, gesandt, um die frohe Botschaft zu leben und zu verkünden. Welch eine Herausforderung!“



Die Eucharistiefeiern wurden Gesänge aus den verschiedenen Ländern bereichert und halfen den jungen Schwestern sich als Gemeinschaft zu verstehen.

Als Schwestern über die Grenzen von Ländern und Kontinenten zu leben, fällt diesen Frauen nicht schwer. Sie alle gehören zur Familie der Spiritanerinnen.





Ein Traum wurde wahr: Aus zwölf Ländern kamen die Schwestern, die in den vergangenen zwölf Jahren ihre Profess abgelegt hatten, in Kamerun zusammen.

Der folgende Tag begann mit dem Besuch bei der Gemeinschaft der „Töchter Mariens“ in Mimetala. Bei deren Gründung hat Bischof Graffin, der damalige Bischof von Jaunde, die Spiritanerinnen beauftragt, dieser Gemeinschaft zu helfen bei der Organisation, in der Ausbildung der Novizen und ihrer Einführung in das Ordensleben. Dadurch besteht bis heute eine enge Verbindung zwischen diesen beiden Kongregationen. Schwester Christine lebt hier im Altersheim der Schwestern. Von der Ankunft der Spiritanerinnen erzählte sie mit großer Begeisterung. Auf dem kleinem Friedhof der Gemeinschaft beteten die Schwestern am Grab von Schwester Isabelle Joanteguy, Spiritanerin. Sie war die erste Novizenmeisterin der Töchter Mariens, die bereits im Alter von 42 starb. Hoch geschätzt wird von ihr bis heute mit Hochachtung gesprochen. Der Ausflug führte die Schwestern ins Noviziat der Spiritaner in Mbalmayo, wo gemeinsam mit den Spiritanernovizen die Eucharistie gefeiert wurde. Auf dem Heimweg legte die Gruppe dann eine letzte Station im Noviziat der Spiritanerinnen in Oyom-Abang ein, dort wo alles beginnt, wenn man sich für diesen „Beruf“ entscheidet. „40 von uns haben hier das Noviziat verbracht“, erwähnte Schwester Josefina. Mit Schwester M. Bernadette Delpierre, der Novizenmeisterin, und Schwester Marie-Louise Biando,

Pädagogin, sprach die Gruppe über das „Charisma“ der Kongregation: die Art, wie die Schwestern miteinander leben, beten, dienen, die frohe Botschaft verkünden. Schwester M. Bernadette erklärte: „Charisma ist das Erbe, das uns von den Gründer hinterlassen wurde, der Geist der Kongregation. Jede Generation hat die Verantwortung, dieses „Familiengut“ zu vertiefen und weiter zu geben.“ Eine Diskussion zeigte das Interesse der Schwestern und sie fragten sich: „Können wir unseren Verpflichtungen als junge Spiritanerinnen gerecht werden? Die Erwartungshaltung uns gegenüber ist gross!“ Das Thema: „Gemeinschaftsleben und Gelübde“ wurde eingeführt von Schwester Myrta, St.-Anna-Schwester aus Haiti, und Schwester Marie-Odile, Fille de Marie von Jaunde: „Dieses Engagement bedingt unsere Berufswahl in der Nachfolge Christi. Neben vielen Anforderungen entdecken wir die positive Seite unseres Berufs wieder: den Wert der Freude, der Schönheit, der Würde, der Verfügbarkeit.“ Schwester Lucilina fasste zusammen: „Innerlich aufgefrischt und bereichert durch diese Ideen sind wir entschlossen, mit frohem Mut den Weg weiterzugehen.“ Zwei Missionare berichteten von ihrer täglichen Lebenserfahrung: Schwester Marie, Französin, ist seit 1950 in Kamerun. In den vergangenen Jahren ist sie

sehr betroffen von der Situation der Strassenkinder. Sie versucht, andere aufmerksam zu machen und Lösungen zu suchen.

Mit der Hilfe auch von internationalen Organisationen wurde das „Foyer Saint Nicodème“ im Stadtviertel „Nylon“ gegründet. Nach und nach können die Kinder in die Schule gehen, im Foyer essen und schlafen. Manche empfinden sich dadurch wie „neu geboren“ und sind fähig, ein selbständiger Mensch zu werden.

Schwester Filomena, Krankenschwester, stammt von den Kapverdischen Inseln. Sie ist seit kurzer Zeit in Kamerun. Sie integriert sich in das, was neu ist für sie, lernt die Sprache, die Sitten und Gebräuche, die Art und Weise, mit den hiesigen Medikamenten umzugehen. Mit 15 Helferinnen nimmt sie sich jeden Tag der 160 bis 180 Kranken an, die von weit herkommen.

„Zum Abschluss des Treffens feierte Bischof Mbala mit uns den Gottesdienst“, erzählte Schwester Iolanda voller Begeisterung, „eine grosse Danksagungsfeier für uns alle! Dieses Treffen wird für uns alle in der Erinnerung als ein grosses Ereignis bleiben. Wir sind einander näher gekommen im gemeinschaftlichen Leben, im Austausch und im Gebet. In den Gruppengesprächen ist es uns bewusster geworden, dass wir mitverantwortlich sind für die Kongregation. In dieser Richtung hat sich etwas geändert. Die Verantwortung liegt nicht alleine bei den Oberen. Jede von uns soll pflichtbewusst, Hand in Hand mit der Gemeinschaft vorwärts gehen. Wir sind der Leib Christi: fest entschlossen, voller Vertrauen und frohem Herzen kehren wir in die uns anvertraute Mission zurück.“

Schwester Martina, Josefina, Lucilina, Iolanda

Bruder Stanislaus Richter



1917-2007

Unser Mitbruder Stanislaus Richter wurde am 2. Mai 1917 als neuntes von elf Kindern in Hohenhalte bei Münster geboren. Von 1923 bis 1931 besuchte er die Volksschule. Schon als Kind war es sein Wunsch, Ordensbruder zu werden. Mit 15 Jahren kam er nach Knechtsteden. Hier erlernte er den Gärtnerberuf. Am 21. Juni 1937 legte Bruder Stanislaus seine ersten Gelübde ab. Bereits im folgenden Jahr wurde er zum Arbeitsdienst verpflichtet und im März 1940 als Soldat einberufen. Er diente an verschiedenen Fronten, bis er im Dezember 1942 schwer verwundet wurde. Nach seiner Genesung wurde Bruder Stanislaus 1944 an der Westfront eingesetzt und kam von dort aus in amerikanische Gefangenschaft. Nach seiner Entlassung kehrte er im März 1946 nach Hause zurück, ehe er zwei Jahre später wieder nach Knechtsteden kam. Am 8. Dezember 1955 legte Bruder Stanislaus die Ordensgelübde auf Lebenszeit ab. Im Laufe seines Ordenslebens arbeitete Bruder Stanislaus in den Gärtnereien verschiedener Kommunitäten der deutschen Ordensprovinz, vor allem in Menden (1955-1979). Noch während des Krieges hatte er die Meisterprüfung als Gärtner abgelegt, so dass

er viele Gesellen ausbilden konnte. Nach der Auflösung der Mendener Niederlassung (1979) lebte „der Mann mit dem grünen Daumen“ in Knechtsteden. Hier arbeitete er in der wohl „süßesten“ Fachrichtung seines Berufs, dem Obstbau. Nicht nur die Pflege der Obstbäume, auch die Verarbeitung der Äpfel zu Most waren seine Aufgaben. Der von ihm mit der Obstpresse gewonnene Saft stand über Jahre bei jeder Mahlzeit auf den Tischen der Hausgemeinschaft. Daneben war Bruder Stanislaus für die Instandhaltung der Gärten, den Blumenschmuck

und die Pflege des Friedhofes verantwortlich. Bis ins hohe Alter erfüllte er freudig diese Aufgaben. Nicht vergessen werden darf sein engagierter Einsatz beim jährlichen Oktoberfest in Knechtsteden, bei dem er mit vielen Helfern Gartenprodukte und Blumenschmuck verkaufte.

Das besondere „Hobby“ von Bruder Stanislaus waren die Wallfahrten. Dreißig Mal begleitete er als Malteser Krankenzüge nach Lourdes. Dabei hat er – wie er selbst sagte – „manches innere Wunder“ erlebt. Leben und Beten in der Gemeinschaft waren für

Dankbar

Wir, Angehörige und Mitbrüder, sind zutiefst dankbar, die Brüder Stanislaus und Lutwinus in unserer Mitte gehabt zu haben, und halten ihr Andenken in Ehren.

Bruder Stanislaus wichtig und grundlegend. Er fehlte bei keinem gemeinsamen Gebet und keiner Eucharistiefeier. Fast täglich traf man ihn seit seiner „Pensionierung“ vormittags in der Basilika. Vor dem Gnadenbild der Gottesmutter betete er den Rosenkranz, in den er die Sorgen und Nöte vieler Menschen einschloss.

Als gebürtiger Westfale blieb Bruder Stanislaus seiner Heimat eng verbunden. Als „knorriger Westfale“ schloss er aber auch schnell die Menschen seiner jeweiligen Wirkungsorte ins Herz. So war er in Knechtsteden und Umgebung als zufriedener Gärtnermeister und Ordensmann bekannt. Zu einer Familienfeier und zur Vorbereitung seines 90. Geburtstages fuhr er Anfang Januar nach Hause – nach Westfalen. Dort hat ihn Gott, der Herr über Leben und Tod, am Morgen des 20. Januar 2007 zu sich nach Hause geholt.

Pater Michael Wegner

Bruder Lutwinus Strick



1914-2006

Unser Mitbruder Lutwinus Alois Strick wurde am 28. Juni 1914 in Sievenich bei Zülpich geboren. Nach Beendigung seiner Schulzeit ging er nach Knechtsteden mit dem Wunsch, als Missionsbruder in Afrika oder Brasilien für das Gottesreich zu arbeiten. Am 21. Juni 1933 legte er die ersten Ordensgelübde ab. Seine Erstbestimmung war das Missionshaus St. Josef in Menden im Sauerland. Dort war er drei Jahre als Hausmeister tätig. Von 1936-1938 wurde Bruder Lutwinus zum Wehrdienst eingezogen und war während des Zweiten Weltkrieges als Soldat an der Front. Nach dem Krieg kehrte er nach Menden zurück und arbeitete mit

Bruder Johannes bis 1954 in der Gärtnerei. Für seinen „Chef“ Johannes wurde er eine unersetzliche Hilfe. Dieser hatte in Russland seinen linken Unterarm verloren, und Bruder Lutwinus tat für ihn alles, was dieser wegen der Verwundung nicht tun konnte. Er hat ihn fürsorglich betreut. 1954 wurde Bruder Lutwinus nach Heimbach versetzt, wo er wiederum mit Eifer und Fleiß den Garten pflegte. Sein Abschied von Menden ist ihm sicherlich nicht ganz leicht gefallen, denn Bruder Lutwinus und Bruder Johannes waren ein Team geworden, das sich gut ergänzte. 1958 wurde er dann nach Broich bei Würselen versetzt, wo er mit Bruder Johannes wieder zusammen in der Gärtnerei arbeitete. Fast 50 Jahre sollte er hier leben und wurde zu einer Institution: Viele Lehrer und Schüler besuchten ihn in der großen Pause im seinem Gewächshaus und genossen eine Tasse Kaffee mit Bruder Lutwinus. Erst 2005, als sein allgemeiner Gesundheitszustand sich verschlechterte und er ständige Pflege benötigte, kehrte er nach Knechtsteden zurück. Auch hier war er schnell durch

seine Freundlichkeit und seinen Humor als ein liebenswürdiger Mitbruder geschätzt.

Wir Spiritaner verlieren in Bruder Lutwinus einen Mitbruder, dem wir zu großem Dank verpflichtet sind. Neben seiner täglichen Arbeit war er für die jeweilige Kommunität und für alle, die ihm begegneten, ein fröhlicher Mensch mit einem guten Schuss Humor. Er war immer gut gelaunt und konnte auch über sich selber lachen. Seine einfache, aber tiefe Frömmigkeit war die Quelle, aus der er schöpfte. Sie gab ihm die Kraft, so manche Entscheidung seiner Oberen anzunehmen, auch wenn es ihm nicht immer leicht gefallen ist. Wer ihn bei seiner Arbeit überraschte, konnte sich davon überzeugen, dass Gebet und Arbeit für Bruder Lutwinus eins waren. Die letzten Monate seines Lebens waren geprägt von Gebrechen des Alters. Doch auch dabei hat Bruder Lutwinus seine Frömmigkeit und seinen Humor nicht verloren. Am Morgen des Christkönigs-sonntages, am 26. November 2006, gab er sein Leben in die Hände seines Schöpfers zurück.

Pater Josef Lieth

IMPRESSUM

kontinente-Beilage der Spiritaner und Spiritanerinnen

Verwaltung:

Vertriebsstelle der Spiritaner
Missionshaus Knechtsteden
41540 Dormagen
Tel.: 02133/869-119.

Verlag:

kontinente-Missionsverlag GmbH
Postfach 10 2164, 50461 Köln.

Preise:

Jahresbezugspreis in Europa
Postbezug : 10,80 Euro
Botenbezug: 10,20 Euro
Zahlungen für Deutschland:
Kontinente-Missionsgesellschaft
v.Hl. Geist, Postgiroamt Köln
1499 85-502 (BLZ 37010050) oder
Kreissparkasse Köln 77473
(BLZ 37050299).

Für Belgien: kontinente der
Spiritaner, Crédit Général, Raeren,
Konto 197-6325 701-74

Internet:

Email: gimborn@spiritaner.de

Redaktion:

P. Bruno Trächtler, CSSp,
Missionshaus Knechtsteden,
41540 Dormagen, Tel. 02133/8690
oder Soeurs Missionnaires du
St. Esprit, 18 rue Plumet,
75015 Paris (Frankreich)

Litho und Druck:

LiO Limburger Offsetdruck,
Senefelderstraße 2, 65549 Limburg.
Objekt 39